

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 168. Bromberg, den 27. Juli. 1934

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(1. Fortsetzung.)

Durch diesen lieblichen Vorhof schritt Lina an einem reinen, klaren Aprilmorgen an der Seite des Vaters und auf dem Flur der Cordes setzte sie ihre Füße banger noch als auf die blitzblanken Fliesen des väterlichen Hauses. Das erste aber, was sie dort sah, war eine gewisse trauliche und seelenvolle Unordnung, die ihr noch völlig fremd war. Da lag ein Strickstrumpf auf dem halbrunden Ecktisch des Flurs, da hing eine lange Pfeife am Nagel, da lag ein aufgeschlagenes Buch mit der Brille darin. Ein Buch ... Lina las gern und leicht und einmal hatte ihr der Lehrer ein Buch aus der kleinen Volksbücherei der Schule mitgegeben für die Winterabende. Es war herrlich zu lesen, sie hatte unterwegs im Gehen damit begonnen, so daß sie weit an des Vaters Haus vorbeigelaufen war. Am Abend hatte sie dann in ihrer Ecke das Büchlein wieder vorgenommen — aber da war ein Entsetzen über Vater und Mutter gekommen ob solcher schlimmen Zeitvergeudung. Man hatte ihr das Buch unsanft fortgenommen, sie Äpfel schälen geheißen — lesen konnte man am Sonntag im Gesangbuch und im Neuen Testament ...

Und hier lag nun wochentags ein aufgeschlagenes Buch und jemand hatte geschwind eine Brille als Lesezeichen hineingelegt. Lina staunte und trat ein wenig fester auf die holprigen Platten aus Sandstein.

Sie kam in das Gastzimmer und es war hell, weit und behaglich. An den Wänden waren lustige Sprüche gemalt und vor den Fenstern waren bunte Gardinen, die kannte das Kind noch nicht. Die Bäuerin nahm sie fröhlich in Empfang und sagte, sie habe gehört, daß Lina ein ordentliches und kräftiges Mädchen wäre. Lina war noch nie in ihrem Leben gelobt worden, sie schlug die Augen nieder.

„Ich will auch immer fleißig sein, Cordes Fraue ...“ sagte sie leise und in unendlicher Demut.

„Ach was ...“ sagte die Bäuerin, „Fraue ... Du sagst Mutter zu mir und zu ihm sagst du Vater.“

Da kam der Bauer und gab ihr die Hand.

„Ja, sag Vater“, meinte er gleich und nickte ihr zu. Er war ein Mann von sechzig Jahren, beinahe zwei Meter hoch, mit ernstem und doch freundlichem Gesicht. Er kränkelte seit kurzem, so war er nicht mit hinausgezogen auf's Feld, das seine zwei Söhne mit dem alten Knecht bestellten.

Mittags kamen die Söhne mit dem Knecht und sie setzten sich alle zusammen zu Tische. Der älteste Sohn hieß Ferdinand, er war so groß wie der Vater, war laut und lustig, und man mußte schon lachen, wenn man seine Augen sah. Die waren sehr groß und mitten im breiten leuchtenden Weiß der riesigen Augäpfel träumte schier verloren das kleine Rund von kornblumenblauen Kränzen. So blitzte das viele Weiß denn beständig sehr schalkhaft, und es schien gar, als ob er über sich selber lachte. Er neckte die neue Magd gleich beim Essen, und es geschah, daß sie mit einmal laut lachte, worüber sie hinterher sehr erschrak, denn daheim hatte sie beim Essen kaum geredet, geschweige denn gelacht.

Die Tochter des eisernen Möller blieb zwei Jahre im Hause der Cordes und diente, wie nie eine Magd dort gedient hatte. Die Alten hatten sie lieb wie ihr Kind und sie hörten es gern, wenn sie Vater und Mutter zu ihnen sagte. Sie hatten sich stets eine Tochter gewünscht, jedoch dem Kindersegen zu begegnen gewußt, als auch das zweitgeborene ein Sohn ward. Denn mehr als zwei Kinder findet man selten auf den Bauernhöfen der Gegend, da die weisen Alten bestrebt sind, dem Hoferben die Lasten der Abfindung mehrerer Geschwister zu ersparen. So war ihnen eine Tochter versagt geblieben, und es schien ihnen oft lieblich zu sehen, wenn in Haus und Hof und auf dem Acker das schöne, kräftige Mädchen waltete, ganz so wie eine leibliche Tochter wohl walten würde, so, als wenn sie ihr eigenes Werk betriebe. Es war eine Wonne, Lina zu sehen.

Auch Ferdinand sah es mit Wonne. Er war mit seinen fünfundzwanzig Jahren ein frecher und fest zugreifender Bursch, als Lina ins Haus kam; wohl war er ständig auf Beute aus, es schien aber seinem Jägerehrgeiz meist zu genügen, das Wild anzugehen, es zu fassen und zu erschrecken, anstatt es wirklich zur Strecke zu bringen.

So war es sein besonderer Ruhm, jedes Mägdefenster öffnen zu können. Die jungen Burschen hatten oft mit ihm gewettet, daß er dieses und jenes Fenster denn doch nicht öffnen werde, weil niemand es noch geöffnet habe. Kam er dann aber und sah sich's an mit seinen fixen, findigen Blicken, so war es, als ob diese Blicke schon den Bann des wohlschließenden Flügels gebrochen hätten: seine riesigen, schaufelförmigen Pranken mit den rechteckigen Nägeln hatten ein leichtes Kratzen — das Fenster sprang auf und er gewann seine Wette.

Das Fenster der neuen Magd war gut verschlossen. Es bedurfte jedoch keiner Wette, um Ferdinand zur erneuten Erprobung seiner Einbrecherkünste zu veranlassen. Lina gefiel ihm über die Maßen wohl; er hatte sie nun ein Jahr lang geneckt und sich immer auf's neue daran geweidet, wie sie blutrot wurde bei seinen saftigen Scherzen. Daß sie nicht erwidernd lachte, wie alle Bauernmädchen es gern und rückhaltlos taten, das nahm er als ein hoffnungsvolles Zeichen ihrer schweigenden Geneigtheit, zu dulden, worauf es ihm hier viel stärker und brennender ankam als bei allen früheren mehr oder minder spielerischen Streifzügen. „Stille Wasser sind tief ...“ pflegte er sich zur Bestätigung seiner Aussichten zu sagen.

Ein Jahr also ließ er sich Zeit, ehe er seine menschenklugen Berechnungen anzuwenden beschloß, ehe er in einer dunklen Frühlingsnacht das Fenster seiner Magd aufkratzte und in ihre Kammer sprang.

Sie richtete sich auf in ihrem Bett und sah ihn mit den furchterfüllten Blicken an, die er kannte von ihren ersten Tagen im Hause seines Vaters. Er suchte sie mit seinen Scherzen hervorzulocken aus den Schlupfwinkeln ihres scheuen Entweichens, setzte sich auf den Bettrand und lachte

sie mit seinen beredten Augen an. Sie rückte beiseite, türmte das schwere schützende Gebirge ihres bunten Bauernbettes vor sich auf und sahn ihn unverwandt an. Wie er nun diese dunklen, funkelnden Lichter sah, die nichts vermochten als forschend und bang auf ihm zu ruhen, geriet seine leichte, blinkende Helle ins Flackern und Taumeln, seine Blicke strichen über sie hin wie die Irrlichter über das Moor, dessen schweigende Tiefe mächtiger ist als ihre Unrast. Er wollte sich retten, wollte lachen, aber er grunzte nur dumm, er wollte krampfhaft die Hand nach ihr ausstrecken, aber er zitterte nur tapsig über die Kissen ... Vielleicht, wenn sie die Augen abgewandt hätte von ihm, daß er die Kraft zurückgewonnen hätte, sie an sich zu reißen — aber sie blickte nicht fort, das war ihr Schutz und ihre Waffe.

Der große, freche Bengel stand auf, brachte ein Lachen zustande und schlich aus der Tür. Bis er sie schloß, fühlte er, wie ihre Blicke ihm folgten, furchtvoll und machtvoll zugleich.

Er kam sich recht dämlich vor draußen und wollte schon mit sich schimpfen, er war aber so dumm und so verdattert, daß er nicht einmal die rechten Gedanken fand. Da erlöste ihn jemand aus solcher Qual: sein Vater stand im Dunkel der großen Däle, auf der die Magdkammer lag, er war ihm wohl heimlich gefolgt und hatte nun die unverhofft schleunige Rückkehr des Jungen abgewartet.

Diese Begrüßung verlor viel von ihrer natürlichen Peinlichkeit durch die Art, wie der Alte sie bei solchen Gelegenheiten Ferdinand gegenüber auszuüben pflegte: er knallte ihm ein paar saftige Ohrfeigen ins Gesicht, der Sechzigjährige scheute sich kein bißchen, den Sechsundzwanzigjährigen derart zu streicheln, und der wiederum nahm diese Grüße wortlos und ohne Murren entgegen, er wußte schon, warum.

Er kannte den Verlauf eines Bauernlebens, er wußte, daß der junge Bauer der rechtlose Knecht des eigenen Vaters ist, bis er dann freit und der Alte abgibt, daß dann aber gar hurtig die Sache sich wendet und der Alte ein ohnmächtiges Anhängsel des Hofes sein wird, weniger wert als ein gedungener Knecht. Ferdinand wußte, daß dieser Wandel der Dinge auch hier eintreten würde und so ließ er sich getrost ohrfeigen, ja, er lachte dazu in seiner listigen Weisheit. Er hatte nicht die mindesten bösen Gedanken gegen den Vater — davon wäre er so weit entfernt wie eben ein Bauer, der es gewöhnt ist, im Wandel des Jahres den Ablauf des menschlichen Lebens wieder zu erkennen: auf den Sommer folgt Herbst, auf Herbst folgt Winter, und der ihn da schlug, bebte schon vor der Pforte des Winters ...

Am Morgen nach diesem Kammereinbruch und diesen Ohrfeigen gab es eine wichtige Auseinandersetzung zwischen Ferdinand und seinen Eltern. Daß er Lina, die Magd, mit seinen unnützen Streichen behelligte, das wäre weniger ein Grund gewesen, ihm zu zürnen, als das Mädchen aus dem Hause zu entfernen. Aber zum ersten wollten die Alten sich ungern von diesem trefflichen Mädchen trennen, und der Junge hatte ja auch hoch und heilig versichert, es sei das erste Mal gewesen, daß er sich ihr genähert und es werde das letzte Mal bleiben, da ihm ein schlechter Empfang geworden sei bei Lina, zum anderen gab dieser Vorfall Veranlassung, eine schon lange erwogene gründlichere Zähmung des wilden Ferdinand kräftig in Angriff zu nehmen: der Junge sollte freien.

Gewiß — zu allem anderen wurde der Alte gebrechlicher und würde gern Ruhe haben, und auch der Haushalt war nach langer Ehe allmählich in einen Zustand des Verschleißens geraten, der die Aussteuer einer wohlhabenden jungen Frau als höchst willkommene Auffrischung ersehnen ließ.

Ferdinand war viel zu sehr Bauer, um gegen einen solchen Plan ernstliche Einwendungen zu erheben, er war nur sehr begierig, zu erfahren, auf welche Erwählte die langatmigen Ausführungen des Vaters zum guten Ende abzielen würden. Schließlich kam es heraus: Vollmoors Fraue hatte schon wiederholt deutlich genug zu verstehen gegeben, daß sie einer Heirat ihrer Tochter Sophie mit dem künftigen Vollhöfner Cordes herzlich geneigt sein würde. Ferdinand verzog das Gesicht, aber er sagte nicht nein.

Mit Vollmoors Frau und ihrer Tochter Sophie war es schon so bestellt, daß man wohl ein Gesicht ziehen konnte, wenn man zum Bräutigam und Schwiegersohn der beiden Frauen auserwählt wurde — vor Freude oder vor Schrecken, je nachdem.

Die Witwe Julia Vollmoor saß auf dem größten Hofe des Dorfes. Es gehörte sagenhaft viel Land zu ihm, allerdings fünfmal soviel Ödland wie Felder, aber Julia hatte auch genug Wald und vortreffliche Weide. Ihr Hof betrieb auch die größte Ackerwirtschaft und wieder war es eine Frau, die hier mit der allgemeinen Übung brach, nach der man just soviel bearbeitete wie eben nötig war, die eigene Sippe zu nähren, wie aber auch von der Sippe gerade bestellt werden konnte. Sie hatte viel Ödland urbar gemacht, dann hielt sie es wacker imstande, sie hatte Knechte, die ihr gehorchten. Sie war eine Frau, der auch ein Mann wohl gehorchen konnte; sie hatte, wie Cordes Vater wohl sagte, mehr Grütze im Kopfe als alle Vollhöfner und Großkötner und Brinksitzer und Anbauern von Kleindahle zusammen. Sie hatte eine harte, knatternde Stimme, die klang, wie wenn man mit einem eisernen Haken am Ofenschirm kratzte. Sie hatte ein langes, rechteckiges Gesicht mit schmal vorspringendem Kinn, mit Augen, deren Grasgrün, wenn man sie ansah, sich bald verflüchtigte in ein schillerndes Spiel von mancherlei Lichtern, sie hatte einen völlig versunkenen Mund, und die Leute sagten, sie sei eine Hexe.

Ja, sie habe die schwarze Kunst erlernt, und die Törichten, die ganz Zurückgebliebenen, die Abergläubischen wollten auch wissen, wer ihr Lehrmeister gewesen sei. Da war einmal ein Knecht auf dem Vollmoorhof eingezogen, bald nachdem die Frau mit ihren dreißig Jahren verwitwete, ein gewisser Johann Brakebusch, ein Mensch, der über die Landstraßen von halb Europa gewalzt war und der sich selbst seines Verkehrs mit dem Leibhaftigen gerühmt hatte, als er nach einem heftigen Zwist mit der Herrin zum Abschied einen schweren Trunk im Kruge getan ...

So sagten die Törichten — die Klugen aber sagten anders. Sie sagten, es gäbe keine schwarze Kunst und sie wiesen auch auf das offensichtlich bessere Wesen der Vollmoors Frau hin: sie war nicht ohne Bildung und äußerst kirchlich zudem, sie schalt bisweilen auf den Aberglauben im Dorfe, sie spendete für die Mission und strickte Leibchen für die armen Negerkinder in Afrika. Ganz gewiß hatte sie einen gewaltigen Respekt von den Wissenschaften und demzufolge hatte sie auch schon immer betont, sie werde ihrer unmündigen Tochter Sophie eine zeitgemäße Ausbildung zuteil werden lassen. Die Törichten behaupteten, sie wolle mit solchen Reden nur ihr wahres Hexenwesen verbergen — aber vielleicht stand es doch so mit ihr, daß sie nicht einmal log, wenn sie ihre Achtung vor einer edleren Weisheit bekundete, daß sie sich dergestalt vielmehr über einen von ihr selbst ebenso tief empfundenen wie verachteten Ursprung hinausheben wollte, welches Werk sie, falls es an ihrer eigenen Person nicht ganz gelänge, doch in der Tochter einmal zu vollenden hoffte. Sie hatte, wenn man es recht bedenkt, am Ende die seltsam gespaltene Seele eines alten Sachsen, den die christlichen Missionare überrumpelt haben und der es nun für durchaus nötig hält, dem neuen, mächtigeren Gotte seine Verehrung zu beweisen, während er doch nicht anders kann als insgeheim das Walten der alten Götter zu spüren und ihnen mit jedem stummen Atemzuge seine scheue, tiefe Verbundenheit zu bekunden. So wurde einstmals mancher Treue zum Hexer, so wurde manche Frömmigkeit zur schwarzen Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen zwei Zügen.

Ein sommerliches Stimmungsbild

von **Sophie Freiin Stjerna.**

Drückend liegt die Sonne über dem Bahnhof; die vielen Eisenteile scheinen sie förmlich an sich zu ziehen, um sie dann mit aller Glut bei der leisesten Luftbewegung wieder von sich zu geben. Es riecht nach Kohlen, Staub und Ruß, jene Atmosphäre, die in unserer heutigen reiselustigen Zeit wohl niemand mehr fremd geblieben ist. Das Drängen und Hasten, Stoßen und Schieben der An-

kommenden und Abfahrenden machen selbst den ruhigsten Reisenden nervös. Eisenbahnbeamte, durch unzählige, überflüssige Fragen der Verzweiflung nahe, bemühen sich, den vielen Wünschen gerecht zu werden. Ferienzeit, Reisezeit!

„Warme Würstchen!“ — wie kann man bei der Hitze nur darauf Appetit haben! — werden gleich „Bier, Selterwasser, Limonade, Gnadauer Brezeln und Obst“ nicht nur angeboten, sondern auch vertilgt. Der Mann, der in menschenfreundlicher Absicht nicht nur unseren Magen, sondern auch unseren Verstand versorgt sehen will, ruft eine Oktave höher die „Neuesten Nachrichten“ aus. Er läuft auf Gummisohlen und hat rotgeränderte Augenlider, wohl nicht nur vom angestrengten Hochgucken in die unzähligen Abteilfenster. Nicht immer wird ihm diese Mühe klingend belohnt, und nur manchmal erhascht er einen freundlichen Blick aus lachenden Mädchenaugen. Endlich sind alle versorgt, sie müssen es sein, denn der vorgeschriebene Aufenthalt von acht Minuten hat sein Ende erreicht, und pustend, schnaubend, stöhnend, noch mehr Ruß und Staub verbreitend, setzt sich die lange eiserne Schlange in Bewegung. Wie verschieden auch die Ziele ihrer Insassen sein mögen, sie kennt nur einen Weg und läuft ihn im Gleise treu erfüllter Pflicht. Ich sehe dem dahinbrausenden Zuge nach, teils bedauernd, nicht auch schon weiter befördert zu werden, teils erfreut, nun, wo das Gedränge zu diesem scheinbar beliebtesten aller D-Züge nachgelassen hat, noch ein wenig frische Luft atmen zu können. — Frische Luft? — Hitze, Staub Ruß und wieder Hitze. Die Sonne meint es heute auch gar zu gut. Aufseufzend entschließe ich mich, im Wartesaal meiner Abfahrtzeit zu harren, vielleicht, daß es dort erträglicher ist und das Auge wenigstens ein paar ablenkende Bilder findet, denn auf dem Bahnsteig ist nun nichts mehr los.

Der hohe Wartesaal ist gut besucht; frühe Kaffeestunde mit dem Geruch einer würzigen Tagessuppe in der Luft. Es ist nicht sonderlich kühl, aber ich bin froh, einen leidlich angenehmen Platz gefunden zu haben, und sinke ermüdet in den hohen, altmodischen, mit Leder bezogenen Stuhl. Rote und rosarote Pelargonien, je eine auf jedem Tisch, lassen die Köpfe hängen, — kein Wunder, das tun wir nächstens alle bei der Temperatur. Aber die blonde Büfettmamsell mit der sich halb auflösenden, fettigen Wasserwellenfrisur sollte lieber nicht so kokett daran nesteln, mit gelangweilter Miene den Kellner anhören, sondern mit etwas Wasser die armen Blüten erfrischen. Die Menschen an all den Tischen erfrischen sich schon von selbst, je nachdem es ihnen ihr Geldbeutel gestattet, aber solche armen Blumen sind schlimmer daran als z. B. der fette, blauzüngige Edelhund meiner brillantengeschmückten Nachbarin, die ihm aus ihrer Untertasse zu trinken gibt. Ich würde sie für eine noch nettere Dame halten, wenn sie sich dazu ein Hundeschüsselchen in ihrer Riesen-Reisetasche mitgebracht hätte.

Eine sehr unruhige Herrengesellschaft — fast alle tragen schwarze Festtagsröcke, und die feinsten haben den Zylinder in der Schachtel neben sich — fesselt schon lange die allgemeine Aufmerksamkeit. Sie sehen wie ein kleiner Verein aus, der zum Begräbnis fährt. Vielleicht sind es Kegelbrüder des Verstorbenen. Vielleicht ist ein Gesangverein, der ihm noch einmal ein Abschiedslied singen will oder gesungen hat.

Mit dem Gesangverein habe ich das Rechte getroffen, denn plötzlich, wohl um die Wartezeit zu vertreiben, steigt ein Lied aus bierfeuchten Kehlen in den heißen Wartesaal, dessen Stumpfsinn verscheuchend. Ich lausche, andere tun es auch, — aha — Begräbnis — meine Ahnung! Oder doch nicht? — „Wenn sich zwei Herzen scheiden“, klingt's wehmutsvoll, ergreifend. Das Büfettfräulein vergißt ihren Flirt, und selbst die Pelargonien richten sich ein wenig erstaunt aus ihrer erschlafften Stellung.

Der erste Vers scheint zu Ende, nein, der Kehrreim fehlt noch — und schon ertönt's: „Fahr wohl . . .!“ Ja, aber nun bekommt dieses ernste Lied einen komischen Schluß: „Fahr wohl!“ singen zum zweiten Male die Schwarzröcke, da tritt der hierzulande noch die Züge abrufende Schaffner ein, und rauh schallt die Prosa: „Nach Ilsenburg, Wernigerode, Goslar!“ — „Fahr wohl, auf immerdar!“ — „Nach Börnecke, Langenstein, Blankenburg, Quedlinburg, Thale.“

Alles lacht, der ganze Bahnhofswartesaal. Selbst die Mitglieder des Gesangvereins greifen lachend nach den Gepäckstücken, da es mittlerweile Zeit zur Abfahrt geworden ist. Das Lachen hat alles Mißbehagen verscheucht. Wo sind Hitze und Staub? Alle unangenehmen Reisezugaben sind vergessen. Das Lachen ist das Beste in der Welt, auch zwischen zwei Zügen.

Ebbe und Flut.

Der Mensch und die Gezeiten.

Von Dr. Fritz Geßner.

Im fernen Land, unnahbar Euern Schritten — Steht eine Burg, die Monsalvat genannt . . . Weit drüben im Westen Europas, dort, wo Normandie und Bretagne zusammenstoßen, dehnt sich eine unabsehbare leblose Sandwüste aus, und nur an einer Stelle ragt mitten aus dieser Öde ein steiler felsiger Berg empor, dessen Gipfel von einer märchenhaft schönen altgotischen Klosterkirche gekrönt ist. Man meint hier die Gralsburg gefunden zu haben, von der Lohengrin erzählt. Nur wenige vermuten beim ersten Anblick, daß dieser Berg, St. Michael genannt, an der Meeresküste liegt, denn ganz fern nur am Horizont schimmert die See als feiner Silberstreifen herüber. Doch wenn man gegen Abend auf den Zinnen des Klosters steht, kann man ein Schauspiel miterleben, das seinesgleichen kaum auf der Erde hat. Der Silberstreifen beginnt sich zu vergrößern, und mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes wälzt sich die Flut heran. Kaum zwei Stunden sind vergangen, und St. Michael ist eine Insel geworden, durch einen schmalen Damm bloß mit dem Land verbunden. Zweimal am Tage wiederholt sich das Spiel, zweimal ragt der Berg aus der Wüste und zweimal über dem Meer empor. Von weither strömen die Fremden, um dies Naturwunder zu sehen, von dessen gewaltiger Größe sie ergriffen werden, als wären sie nicht Menschen des 20. Jahrhunderts mit ihrer alles erforschenden Wissenschaft, sondern einfach die Naturkinder von einst, da noch Dämonen die Geschicke der Erde lenkten. Und die Gedanken wandern zurück zu jenen naturverbundenen Vorfahren des heutigen Geschlechts und suchen in ihren Sagen den Niederschlag ihrer Erlebnisse zu finden.

Schlagen wir aber zunächst die Bücher auf, die uns die morgenländischen Mythen vermitteln, so suchen wir in ihnen vergebens nach den Spuren von Ebbe und Flut. An den Küsten des Mittelmeeres ist ja diese Erscheinung nur schwer zu beobachten, da der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser meist nur wenige Zentimeter beträgt. Nur den Naturforschern des Altertums sind die Gezeiten nicht entgangen. Plato spricht von einem unterirdischen Höhlensystem, aus dem sich rhythmisch Wasser in das Meer ergießt, und Aristoteles deutete den Vorgang damit, daß die Sonne nicht stets mit gleicher Kraft das Wasser ansauge. Als einziger hat der Philosoph Pytheas schon richtig den Mond als Urheber von Ebbe und Flut angesehen.

In die Sagen der Völker konnten die Gezeiten nur dort Eingang finden, wo sie die gewaltigsten Ausmaße erreichen, das ist an den Küsten des offenen Weltmeeres. So sehen wir denn auch dies Naturspiel allenthalben eingewoben in den Sagenkreis der nordischen Völker. In der jüngeren Edda erzählt uns Snorri Sturloson, daß einstmals ein Wettrinken der Götter stattgefunden habe, bei dem Thor drei gewaltige Züge aus einem Horn tat, dessen Ende, ohne daß er es wußte, in das Meer reichte. Dieses schöne Märchenbild verschwand mit vielen anderen, als die Einflüsse römischer Kultur in das germanische Geistesleben einzudringen begannen. An Stelle naturgebundener Wesensschau trat nun scholastische Spekulation. So wurde von Seneka die Behauptung übernommen, daß

die Erde als Ganzes ein Lebewesen sei, und da doch alle Lebewesen atmen, müsse sich die Erde gleich dem menschlichen Brustkorb ausdehnen und zusammenziehen; dies aber sei der Grund für das Vordringen und Zurückweichen des Meeres.

Bis in die anbrechende Neuzeit herein wurde diese Auslegung von einer anderen bekämpft, die von der Ansicht ausging, daß die Erde eine Platte sei. Wenn man sich aber vorstellte, diese Erdscheibe führe kleine Schaukelbewegungen aus, müsse sich das Wasser von einem Meer in das andere ergießen und so hier Ebbe und dort Flut erzeugen. Jahrhundertelang tobte dieser Streit, und manch Pergament wurde mit gelehrten Abhandlungen darüber beschrieben, bis endlich um 1600 ein Mann auftrat, der unter all diese Phantasien einen dicken Strich zog und statt wüster Spekulation wieder Naturbeobachtung predigte. Es war Francis Bakon aus Värulam. Den Streit um Ebbe und Flut, meint er, kann man nur dort entscheiden, wo man zwei getrennte Meere zugleich beobachten könne. Haben beide gleichzeitig Flut und Ebbe, dann kommt dies wirklich vom Atmen der Erde, ist aber hier Ebbe und dort Flut, dann müsse man wohl annehmen, daß das Wasser sich von einem Ozean in den anderen ergieße. Darum rief er seinen Zeitgenossen zu: „Mittantur homines in terram panamam!" — „Schickt Leute nach Panama!" Denn dort ließe sich die Frage entscheiden.

Dieser Brief mutet an wie ein Weckruf aus langer mittelalterlicher Geistesnacht im ersten Morgendämmern einer wissenschaftlich forschenden Zeitperiode. Von nun ab wurden Naturbeobachtung und Experiment die selbstverständlichen Bedingungen für die Naturerkenntnis. Als der Mensch aber beobachten gelernt hatte, fiel es ihm auf, daß zwischen den Gezeiten und der Mondbewegung ein eigentümlicher Zusammenhang besteht. Wenn z. B. an einem Ort um 9 Uhr vormittags Flut ist, so tritt die nächste Flut um 9 Uhr 25 Minuten abends ein, also 12 Stunden 25 Minuten später. Die Gezeiten verschieben sich also in 24 Stunden um 50 Minuten, genau so, wie der Mond, der ebenfalls jeden Tag um 50 Minuten später aufgeht. Von dieser Grundtatsache ausgehend, ist Newton an das Gezeitenproblem herangetreten. Und wenn auch seine Theorie nachher noch von Bernoulli, Laplace und George Howard Darwin ergänzt wurde, so ist doch ihr Grundprinzip heute noch unantastbar. Der Physiker Newton ist ja allgemein bekannt als Entdecker des Gesetzes von der Massenanziehung. Jeder Körper übt eine gewisse Anziehungskraft auf andere aus, die um so größer ist, je mächtiger die Masse des Körpers ist, und die um so schwächer wirkt, je weiter die anderen Körper sich von ihm befinden. Die Schwerkraft der Erde ist nur ein Sonderfall dieser ganz allgemein geltenden Gesetzlichkeit. Wir wissen, daß der Mond die Erde in einer Entfernung von 384 000 Kilometern umkreist und daß er dies tut, weil er sich im Anziehungsbereich der Erde befindet. Auch der Mond zieht infolge seiner Masse die Erde an, doch da er kleiner ist als die Erde, ist auch seine Anziehungskraft viel geringer. Wenn aber zwischen diesen beiden Himmelskörpern nur die Kraft der Anziehung bestände, so käme noch keine Kreisbewegung zustande, sondern die Weltkörper würden aufeinander fallen. Daß dies nicht geschieht, bewirkt eine andere Kraft, die der Anziehung entgegengesetzt ist und die jeder spürte, der schon einmal einen Stein an einem Bindfaden um den Finger drehte: Die Zentrifugal- oder Fliehkraft.

Die Kreisbahn des Mondes um die Erde (genauer die Bewegung von Erde und Mond um ihren gemeinsamen Schwerpunkt) kommt daher, daß Zentrifugalkraft und Anziehungskraft stets gleich groß sind und folglich sich gegenseitig aufheben. Dies gilt aber nur für die Weltkörper als ganze. An einzelnen Stellen der Erde werden sich die beiden Kräfte nicht immer auslöschen, denn in der dem Mond zugekehrten Seite wirkt dessen Anziehung viel stärker als auf der dem Trabanten abgewendeten Hälfte der Erde. Da nun unser Heimatplanet zum größten Teil mit leicht beweglichem Wasser bedeckt ist, das jeder Kräfteverschiebung rasch folgen kann, bildet sich auf der dem Mond zugewendeten Seite ein Wasserberg, den die Bewohner der dortigen Küsten als Flut erkennen. Aber auch auf der entgegengesetzten Seite der Kugel wird sich im selben Augenblick solch ein Wasserberg bilden, denn nun kann ja die Zentrifugalkraft ihre Wirkung entfalten, da hier die entgegengesetzt gerichtete Mondanziehungskraft infolge der viel größeren Entfernung weitaus geringer ist. Damit ist aber eine Erklärung gefunden, weshalb es zweimal in 24 Stunden Flut und zweimal Ebbe gibt. Da der Mond sich um die Erde dreht, wandert, wenn auch etwas nachhinkend, der Wasserberg ebenfalls um die Erde und schafft so jenes großartige erdumspannende Naturphänomen. Nur in Binnenmeeren, wie z. B. in der Ostsee oder im Mittelmeer, werden Flut und Ebbe kaum zu beobachten sein, da die Wassermassen, die hier bewegt werden, zu gering sind. Mit feinen Meßinstrumenten aber können wir sogar in jedem größeren Binnensee schon den gezeitenbildenden Einfluß des Mondes feststellen.

Auch die Sonne übt eine Anziehungskraft auf die Erde aus, wenn diese auch wegen der viel größeren gegenseitigen Entfernung dieser beiden Weltkörper geringer ist. Wenn aber Sonne und Mond in einer Richtung liegen und ihre Anziehungskräfte sich also addieren, so gibt dies eine besonders hohe Flut, eine Springflut, die der Seemann bei Vollmond und Neumond erwartet. Stehen dagegen Sonne und Mond in ihrer Wirkung entgegengesetzt, so sind die Fluten besonders klein, und der Seemann spricht von Nippfluten. In seinem Leben spielen die Gezeiten eine bedeutende Rolle. Bei Flut verläßt sein Schiff den Hafen, bei Ebbe sammeln seine Kinder Muscheln und Bernstein im feuchten Sand, die Springflut wirft manchen Rest eines Schiffes an die Küste, wo er das letzte Zeugnis abgibt von Tragödien, die sich einsam im Weltmeer zugetragen haben.



Bunte Chronik



Ein schlechter Scherz.

Herr Charpentier, ein Bäckermeister in der Nähe von Toulon, hatte keinerlei Sorgen. Er lebte darum recht fröhlich in den Tag hinein und ärgerte sich nur hin und wieder über seine Frau. Im Grunde war sie die prächtigste Frau der Welt, — sie sah gut aus, sie hatte vernünftige Ansichten, und wenn man einmal verschiedener Meinung war, nun, dann wog man eben die eine gegen die andere auf und verständigte sich gütlich. Nur in einem Punkte war Frau Charpentier hartnäckig und bestand auf ihren Kopf: in der Gespensterfurcht. Herr Charpentier versuchte es im Guten und im Bösen, seine Frau von dieser Furcht zu kurieren. Es gelang ihm nicht. So geschah es zum Beispiel immer wieder, daß die Frau, wenn man spät nachts noch in der Backstube buk, plötzlich am ganzen Leibe zu zittern begann und behauptete, sie habe eben den Teufel durchs Zimmer und zum Schornstein hinausfliegen sehen. Sie wurde dann bleich bis in die Lippen, jammerte und weinte, und wenn sie sich am nächsten Tage etwas beruhigt hatte, sah sie nachts doch wiederum feurige Augen, weiße Nachtgestalten, Hexen und ähnliches Gelichter. Herr Charpentier, sonst eigentlich ein schweigsamer Mann, hielt diesen Zustand endlich nicht länger aus und vertraute sich am Stammtisch eines Tages einem Bekannten an. Man beratschlagte, wie man die gute Frau von ihrer sinnlosen Angst zu heilen vermöchte. Der Freund versprach sein Möglichstes zu tun. Und richtig, es wurde abend, es wurde nacht, da ging die Tür auf und herein schlich ein menschenunähnliches, scheußliches Geschöpf. Wäre Frau Charpentier klar bei Sinnen gewesen, sie hätte gesehen, daß es sich nur um einen Fastnachtsspuk handeln konnte, so aber war sie bereits äußerst erregt, und als sich die Gestalt ihr gar näherte, ihren Arm nahm und sie um die Hüfte faßte, sank sie lautlos, mit einem Blick schrecklicher Angst in den Augen, um. Sie war tot. Der Bekannte des Herrn Charpentier versicherte dem fassungslosen Ehemann immer wieder, er habe in der nächsten Sekunde die Vermummung abwerfen und sich zu erkennen geben wollen, um der Frau nur einmal recht deutlich vor Augen zu führen, wie unsinnig ihre Gespensterfurcht sei, — aber auch diese Erklärungen machten Frau Charpentier nicht wieder lebendig.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.